

Selbstsorge

Ist Hegel gut für die Gesundheit? Boris Groys deckt die Abgründe hinter den Corona-Debatten auf

Die Ampelregierung hat das leidige Corona-Problem erst mal so gelöst, dass sie die Minister Lauterbach und Buschmann immer im Doppelpack auftreten lässt: als Verkörperung des Prinzipienkampfes Gesundheit gegen Freiheit gewissermaßen, der die vergangenen Jahre über die Öffentlichkeit in Atem hielt, nun aber durch die Koalitionsdisziplin irgendwie zivilisiert, ja aufgehoben und neutralisiert sein soll. Das wenigstens ist die Botschaft. Doch so viele Kompromisse die beiden auch noch aushecken werden – momentan läuft vieles aufs Maskentragen hinaus –, bleibt die Frage des Prinzipiengegensatzes selbst dabei ungeklärt. Da mögen sich die Minister noch so routiniert gegenseitig in ihrer Rollenhaftigkeit respektieren, mit der jeder für seine Art von Rationalität steht: Wissenschaft und Medizin auf der einen Seite, das Recht auf der anderen. In der Pandemie, die noch nicht vorüber ist, hat sich gezeigt, dass die Kluft dazwischen zu sehr handfesten gesellschaftlichen Verwerfungen führen kann und im individuellen Leben zu Irritation und Ratlosigkeit. Wie soll man verantwortlich Sorge für das eigene Leben tragen, wie es allseits verlangt wird, wenn man dabei

aus der Position des Nichtwissens heraus beurteilen“. Wie kann das gehen?

Es ist eine ziemlich abstrakte Gratwanderung vorbei an Platon, Hegel, Nietzsche, Kojève und Bataille, auf die Groys die Leser dann mitnimmt. Er selber fasst das Ergebnis so zusammen, dass alle von ihm aufgeführten Philosophen auf je eigene Weise nach einer Metaposition suchen, von der aus sie einen souveränen Stand gegenüber den für die Einzelnen undurchschaubaren Institutionen der Sorge einnehmen können, wodurch Selbstsorge wieder möglich wird. Dabei erweise sich Platon im Ganzen als am vorteilhaftesten für die Gesundheit: „Denn die Kontemplation des Logos ist nicht dringlich, erzeugt keinen Zeitdruck, keinen Stress, keine Hysterie“ – sehr im Unterschied etwa zu Hegel, der seine Philosophie nicht auf die Ewigkeit, sondern die Zukunft ausrichte und so ein Gefühl der Dringlichkeit verursache, das womöglich nachteilig ist „für unser Herz, unseren Stoffwechsel und unser Gefäßsystem“. Die Arbeit der Negation, als die Hegel die Arbeit am Fortschritt verstand, gehe allerdings nach dem Ende der Geschichte in eine Strategie der Selbsterhaltung über. Deshalb kann die Frage, ob das bei ihm zentrale Verlangen nach Freiheit nun gut oder schlecht für die Gesundheit ist, letztlich nicht eindeutig beantwortet werden. Nietzsches Übermensch wiederum, der wahre Gesundheit als pure Dynamik, Energie, Aggressivität verstehe, scheint seine Selbstsorge als „Kampf gegen den biopolitischen Staat zu betreiben, der seine Bevölkerung krank macht, indem er sie in eine Masse von Patienten verwandelt“. Doch Groys weist darauf hin, dass Nietzsche als „lebendiger Körper“ in Wirklichkeit ziemlich hinfällig war, es ihm also wohl vor allem um den durch seine Bücher erweiterten symbolischen Körper gegangen sei, der seinerseits jedoch durchaus auf die institutionelle Sorge der Kultur angewiesen ist.

Ein solcher Überblick mag den Eindruck erwecken, der Autor lege es bloß auf eine Aneinanderreihung origineller Sentenzen an. Doch das scharfsinnige und wegen seiner Fülle ungewohnter Blickwinkel auch unterhaltsame Buch verfolgt ausdauernd eine ernste Frage. Am deutlichsten kommt diese in der Feststellung zum Ausdruck, „der Konflikt zwischen aggressiver Selbstbehauptung und institutioneller Fürsorge“ sei ein grundlegendes Merkmal der gegenwärtigen Kultur: „Jeder Mensch ist in diesem Konflikt gefangen und muss sich für eine der beiden Seiten entscheiden – oder versuchen, einen Mittelweg zu finden.“ Verwirrend kann wirken, dass Groys die vielen aufgenommenen Argumentationsfäden nicht zu einer abschließenden eigenen Stellungnahme zusammenbindet. Aber seine Methode läuft nun einmal eher darauf hinaus, die theoretischen Voraussetzungen, die er der Gegenwartskultur nachweist, mitsamt all deren Paradoxien und Verwicklungen so zuzuspitzen wie nur irgend möglich, sodass am Ende diese Gegenwart in einem ganz anderen Licht dasteht als zuvor.

Wie nebenbei wird einem als Leser dabei ein blinder Fleck der Corona-Debatten bewusst, den Groys selber nicht herausstellt. Dieser blinde Fleck war womöglich einer der Gründe dafür, dass die Bekämpfung der Pandemie in westlichen Ländern auch auf starken Widerstand stieß. In all den von Groys präsentierten philosophischen Entwürfen kommen nämlich Vorstellungen von einem erfüllten Menschsein zum Ausdruck, die sich allein am Kopf und dessen Hervorbringungen ausrichten. Platon beklagt die Gefangenschaft der Seele im Körper, Hegel beschreibt die menschliche Geschichte als eine „Geschichte der Befreiung der Subjektivität von der Dunkelheit und Last der Dinge, wie sie sind“, Nietzsche spielt die von ihm propagierte „Große Gesundheit“ des großen Individuums gegen die kümmerliche, bloß physische Gesundheit aus. Und auch wenn Groys selber die Arbeit der Sorge und Selbstsorge, so existenziell notwendig sie auch sei, in ihren ständigen Wiederholungen immer gleicher Handlungen als „unproduktiv“ und „frustrierend“ bezeichnet, so ist dies aus einer Perspektive gesagt, die erst die gedankengesteuerte Kreativität als im vollen Sinn menschlich betrachtet.

Wenn also beim Streit um die Maßnahmen zur Eindämmung der Pandemie nicht nur von Philosophen wie Giorgio Agamben beklagt wird, dass das staatliche Corona-Regiment bloß das nackte Leben, die pure Biologie, zum Maß aller Entscheidungen erkläre und alles, was den Menschen eigentlich ausmache, also Freiheit, Grundrechte, Kultur, Kommunikation, auf der Strecke bleibe, kommt

das nicht von ungefähr. Solche Entgegensetzungen haben eine intellektuelle Vorgeschichte, die so lang ist, dass sie schon gar nicht mehr als solche auffällt. Die Gesundheit scheint da, so sehr sie auch jeder besitzen will, von dem entkoppelt zu sein, was als wirklich menschlich gilt, der Geist – wohl auch, weil dieser unbegrenzt scheint. In der von Groys referierten Kurzgeschichte „Tag der

Unsterblichkeit“ von 1912 erzählt der russische Philosoph Alexander Bogdanow, wie ein fiktiver Wissenschaftler, der den Menschen die Unsterblichkeit schenkte, am tausendsten Jahrestag seiner Errungenschaft Selbstmord begeht: Er hatte es nicht ertragen können, dass auch bei einem endlosen Leben die Zahl der Gedanken und deren Kombination begrenzt bleibt. Der Wissenschaftler

wollte, so Groys, „nicht bloß leben, sondern sich wirklich lebendig fühlen“ – und dieses Lebendigfühlen scheint in der europäischen Tradition von der Unbegrenztheit der Gedanken abzuhängen. Das Problem, wie man verantwortlich mit den wissenschaftlichen und staatlichen Institutionen der Sorge umgehen kann, bleibt auch weiter bestehen, wenn einem diese ideologische Aufladung

bewusst ist. Es wird nur handhabbarer. Doch darüber hinaus stellt sich dann noch eine zweite Frage, nämlich welche Rolle eigentlich die Gesundheit spielen soll, nicht nur in der Realität des eigenen Lebens, sondern auch in dessen Idealen. MARK SIEMONS

Boris Groys: „Philosophie der Sorge“. Aus dem Englischen von Thomas Stauder. Claudius Verlag, 144 Seiten, 20 Euro.



Löst dies den Prinzipiengegensatz auf? Die Minister Lauterbach und Buschmann im Doppelpack. Foto dpa

sowohl vom Staat als auch von der Wissenschaft abhängt, deren oft widerstrebende Empfehlungen man kaum in ihrer Stichhaltigkeit überblicken kann?

Den russischen, an der New York University lehrenden Kulturtheoretiker Boris Groys hat das Dilemma so beschäftigt, dass er ihm nun eine seiner schwindelerregend abgründigen philosophischen Untersuchungen widmet, die er seit dem fulminanten Buch „Über das Neue“ (von 1992) sonst nur zur Gegenwartskunst anstellt. „Philosophie der Sorge“ meint bei Groys dabei nichts speziell Heideggerianisches (Heidegger kommt nur in einem Kapitel vor), sondern schließt eher an einen Sprachgebrauch von Foucault an. Foucault hatte dargestellt, wie der Staat in der Neuzeit die Sorge um die Gesundheit seiner Bürger zu seiner Sache machte und institutionell verankerte, auf diese Weise also zu einer „Bio-Macht“ wurde. Groys fängt nun da an, wo Foucault aufhörte, und fragt, wie man sich in dieser Lage selbst behaupten kann.

Jeder Einzelne sei in ein umfassendes System institutioneller Fürsorge für das körperliche Wohlergehen eingebettet, das nicht weniger wichtig genommen wird als einstmals das Seelenheil. Dieses System kümmere sich nicht nur um die Gesundheit im engeren Sinn, sondern auch um die Erfassung und Kontrolle des „symbolischen Körpers“, vom Personal ausweis über die Krankenversicherungskarte bis zu allen anderen bekannten oder unbekanntem Archivierungen von Fotos, E-Mails oder Browserverläufen. Es dränge sich der Verdacht auf, dass dieses Sorge-System daher weniger am individuellen Überleben interessiert sei als an seinem eigenen reibungslosen Funktionieren – der Tod eines Einzelnen beeinträchtigt es jedenfalls nicht, sofern ordnungsgemäß eine Sterbeurkunde ausgestellt wird. Gleichzeitig werde an dem Anspruch festgehalten, dass jeder für seine Gesundheit selber verantwortlich sei. Doch schon die Anforderung, eine bestimmte Behandlungsmethode auszuwählen und ihr schriftlich zuzustimmen, unter ausdrücklicher Inkaufnahme aller denkbaren Komplikationen einschließlich des eigenen Todes, könne die meisten Patienten nur überfordern. Man soll da, so formuliert es Groys, „das Wissen

Lenovo macht Schule.

Smarter



Smarter technology for all

Lenovo



Windows 11

Getestet für die Verwendung unter erschwerten Bedingungen wie Spritzwasser, Erschütterungen oder Staub – was auch immer der Schulalltag bringt. Wir beraten Sie gerne, Tel. 0201 22099 844.

A more focused Start experience www.lenovo.com/EDUCATION